Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

25 (22.6.1855) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt des Schwarzwälder Boten.

№ 25. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 22. Juni 1855.

Das getheilte Brod.

Eine historische Erzählung.

Im Mai 1602 lebte in der französischen Stadt Grenoble wahrscheinlich kein glücklicherer Mensch als Herr Jerome François, Geheimschreiber des Herzogs von Epernon, damaligen Gouverneurs der Provence. Freilich genügte zu jener Zeit ein geringer Grad irdischen Glücks, um in Grenoble vergleichsweise glücklich zu seyn, denn mit tyrannischer Gewalt beherrschte der Herzog Stadt und Land. Heinrich der Vierte saß zwar auf dem Throne von Frankreich, aber die Säulen wankten noch, die ihn stützen sollten. Als das Messer seinen Gegner, Heinrich den Dritten, gemordet, hatte der Sterbende ihn, der aus dem Feldlager bei Meudon herbeigeeilt und sprachlos und weinend an seinem Bette geknieet, reuemüthig umarmt, gesegnet und zu seinem Nachfolger erklärt*). Doch fünf weitere Jahre wechselvollen Kampfes mußten Frankreich verheeren, ehe Graf Brissac, Carl von Cosse, mit Verletzung des Gehorsams, den er dem Herzoge von Mayenne geschworen, dem Könige am 22. März 1594 die Thore des von ihm belagerten Paris öffnete. Und erst nachdem der Friede zu Vervins am 17. Juli 1598 den Krieg mit Philipp von Spanien beendigt, — erst da konnte der gute Heinrich aus der Fülle seines Herzens die schönen Worte schreiben: „nun endlich werde ich die Freude genießen, mich in der Befriedigung der Wünsche meiner Unterthanen aufleben zu sehen." Aber die Wünsche dieser Unterthanen kreuzten sich in so entgegengesezten Richtungen, daß selbst das Herz eines Heinrich jene Wünsche nur langsam zu erfüllen, die Klugheit eines Sully diese Wunden nur langsam zu heilen vermochte. Die Statthalter der Provinzen erheischten außerdem manche schonende Rücksicht, die als unvermeidliche Folge des Bürgerkriegs sich dem Könige aufdrängte, und keiner trieb damit ärgern Mißbrauch, als der Herzog von Epernon. Sein Vorgänger im Amte war der berühmte Lesdiguières gewesen, der in zwei Schlachten, zu Esparon de Palieres und zu Pontcharra, die Pläne vernichtet, die König Philipps Schwiegersohn, der Herzog von Savoyen, wider Frankreich gesponnen; dessen Sieg die Provence gerettet und dessen edler Sinn sie mild verwaltet. Doppelt schwer drückte deßhalb Epernons eisernes Regiment, und sei es, daß, weil Jeder ihn fürchtete, Jeder ihm gehorchte und Keiner ihn vor Heinrichs Richterstuhl zu laden wagte, oder der König den Straffspruch verzögerte, bis er sich stark genug fühlte, ihn zu vollstrecken — schon zwölf Monate hatte der Herzog ungestört das Vertrauen des Königs getäuscht, seine Provinz geplündert und Grenoble zum Schauplaze seiner Schlechtigkeiten gemacht.

Jerome François nahm an den Schlechtigkeiten seines Herrn keinen Theil. Dieser hatte ihn in der Stellung beibehalten, die er unter Lesdiguières bekleidet, und wenn der Geheimschreiber dem Herzoge keine Veranlassung zur Unzufriedenheit gab, so muthete auch der Herzog seinem Geheimschreiber Nichts zu, was über die Grenzen des Dienstes hinaus lag, und schien sogar den Mann zu achten, der, ohne sich in Angelegenheiten zu mischen, die der Herzog allein zu vertreten hatte, mit bescheidenem Ernste den Weg seiner Pflicht ging. Das war aber der Weg, den François sich vorgezeichnet, seit er die Denkweise des Herzogs erkannt.

*) Heinrich der Dritte starb am 2. August 1589, mit ihm erlosch der Stamm der Valois.

Schon in dieser Hinsicht vor Tausenden beglückt, vergaß François oft den Schmerz um fremde Leiden in seiner Liebe zu Agnes Bernard und in ihrer Gegenliebe. Agnes war unbestritten eines der schönsten Mädchen von Grenoble, doch wenig gekannt, eine Blume, die fast im Verborgenen blühte. Beider Eltern verwaist, von gutem Herkommen, aber arm, lebte sie im Hause ihres mütterlichen Oheims, eines kleinen Krämers, dessen Wirthschaft sie besorgte und der ihr dafür spärlich das Brod gab, das sie reichlich verdiente. In der Nachbarschaft hieß sie allerdings die schöne Agnes, und keine Lästerzunge schmähte die häusliche Sittsamkeit des achtzehnjährigen Mädchens. Weil sie jedoch bereits seit vier oder fünf Jahren die schöne Agnes geheißen, war das ein Beiname ohne Anziehungskraft, und weil sie selten sich auch nur auf der Straße zeigte, und kaum zu wissen schien, daß sie schön war, wenigstens durch ihr Benehmen es nie andeutete, blieb der Neid ungeweckt und sie von seinem Geifer verschont. Ein Zufall hatte François mit ihr bekannt gemacht, ihre Anmuth mehr als ihre Schönheit sein Herz gefesselt, der siebenundzwanzigjährige, von Mutter Natur nicht karg bedachte Mann ihre Liebe gewonnen, und der Oheim, sich bescheidend, daß Agnes eines Tages ihn und sein Haus verlassen werde, keinen Grund gesehen, die Hand der mittellosen Nichte dem Geheimschreiber des Gouverneurs zu verweigern.

François trug sein Glück in still verschwiegener Brust. Es fehlte ihm nicht an Umgang, nicht an männlichen Bekannten; es würde ihm auch nicht an Neidern gefehlt haben. Ueberhaupt nicht plauderhaft und dabei den Vorsaz hegend, sobald er hinreichend erspart hätte, seine Stelle aufzugeben und nach Brignolles zu ziehen, einem wenige Wegstunden von Grenoble gelegenen Dorfe, wo er geboren war, mochte er das Geheimniß seiner Liebe nicht zum Stadtgespräch entweihen, und wollte diejenigen, die seine Verheirathung erfahren mußten, eines Morgens mit der Nachricht überraschen. Inwiefern an dieser Schweigsamkeit die Besorgniß Theil hatte, die Augen des Herzogs auf die schöne Agnes zu lenken, läßt sich mit Bestimmtheit nicht nachweisen. Gewiß aber ist, daß er auch gegen den Herzog von seiner Verlobung schwieg, und daß, wenn er seine alte Mutter, die in Brignolles wohnte, weil selbst die Liebe zu ihrem Sohne sie nicht vermögen konnte, ihr dortiges Häuschen mit einer Wohnung in der Stadt zu vertauschen, von seinem Vorhaben in Kenntniß sezte, es eben so sehr geschah aus der mit ihm aufgewachsenen Gewohnheit, obgleich nicht jeden Kummer, doch jede Freude seiner Mutter mitzutheilen, als unter der dringenden Bitte, es im Schreine ihres Herzens zu verschließen. Und Mutter Madelon liebte und ehrte den Sohn viel zu innig, um nicht die treueste Erfüllung seiner Bitte sich zur strengsten Pflicht zu machen. An Dreierlei hätten freilich die Nachbarinnen ihr das Vertraute abmerken können. François hatte mit Agnes und deren Oheim sie besucht, und als die Nachbarinnen gefragt, ob das schöne Mädchen die künftige Schwiegertochter sei, Madelon die Hände gefaltet und geantwortet: „Falls mein Sohn, der Geheimschreiber, sie wählt, so segne der Herr seine Wahl!" Ein Zweites und Drittes war, daß Mutter Madelon bald nachher ihr Häuschen und ihren Garten mit vermehrter Sorgfalt aufputzte, denn François wollte die erste Woche seines ehelichen Glücks unter ihrem Dache zubringen, und daß sie, deren Prünellen vor allen in dem hieran

reichen Dorfe den Vorzug erhielten, und die immer bis zur nächsten Pflaumenernte Vorrath hatte, schon jezt angeblich keine mehr besaß, während in ihrer Kammer eine größere Zahl gefüllte Schachteln standen, als Sohn und Schwiegertochter, für welche sie dieselben zurückgestellt, in Monatsfrist hätten leeren können. Aber willig oder nicht wurde Madelons Angabe geglaubt und das ungewöhnliche Aufputzen von Haus und Garten für einen der wunderlichen Einfälle genommen, die an Mutter Madelon keineswegs eine Seltenheit waren.

In vierzehn Tagen sollte Hochzeit seyn und François, der noch am gestrigen Abende unter Lachen und Scherzen bei Agnes gesessen, trat heute mit umwölkter Stirn in ihr Zimmer. Auch Agnes hatte ihn minder heiter erwartet, als es seit der Stunde geschehen, in welcher sie das Geständniß seiner Liebe empfangen und das der ihrigen gegeben, minder heiter denn gestern, wo sie ihn gescholten, weil er zum Abschiedskusse ihr einen zweiten und dritten geraubt. Was ihr jedoch heute den Frohsinn getrübt, das war vergessen, sobald sie die Wolke auf François' Stirn erblickte, und mit der Zärtlichkeit des liebenden Mädchens fragte sie nach der Ursache. „Sie ist wichtig genug, mich verdrießlich zu machen," antwortete François; „morgen in aller Frühe soll ich nach Paris."

Agnes legte die Hände in einander und sah den Bräutigam staunend an. Wie aber sein Mund, statt weiterer Erklärung, geschlossen blieb, schüttelte sie das Köpfchen und sagte: „Wenn Du mich erschrecken willst, Jerome, mußt Du es klüger anfangen; in Paris braucht Dich Niemand."

„Das mag seyn," erwiederte François, „und ich glaub' es selbst. Doch davon ist auch nicht die Rede. Ich soll Depeschen vom Herzog an den König bringen."

„Und das so schnell?"

„Vor wenigen Stunden hat der Herzog mir den Auftrag ertheilt."

„Mußtest Du ihn denn annehmen? Konntest Du ihn nicht ablehnen?"

„Ich bin des Herzogs Diener, liebe Agnes, und obgleich nicht in allen Stücken ihm zum Gehorsam verpflichtet, hab' ich doch kein Recht, mich einem solchen Auftrage zu entziehen."

„Das verstehst Du freilich besser als ich," sagte das Mädchen, dem der Ernst des Geliebten den Scherz vom Gesichte getilgt; „dennoch sollte ich meinen, daß, wenn Du dem Herzog — aber wie lange wirst Du ausbleiben, Jerome?"

„Genau läßt sich das nicht berechnen," antwortete François, der den Sinn des abgebrochenen Wenn vollkommen errieth; „doch fünf Tage hin, eben so viele zurück, kommt es darauf an, wie schnell oder langsam ich abgefertigt werde, ob ich in vierzehn Tagen hier seyn kann."

„Das kannst Du, Jerome, wenn Du meinem Rathe folgen willst," rief Agnes und schlug lustig die kleinen Hände zusammen.

„Mit Freuden will ich es, vorausgesezt, daß der Rath befolgbar ist," lächelte François. „Wie lautet er?"

„Sehr einfach. Heinrich ist ein guter König, nicht wahr?"

„So gut, daß er oft zu gut ist."

„I nun, das kann nicht schaden, wenigstens in unserm Falle nicht."

„In unserm Falle — wie so?"

„Ich dächte, das wäre sehr begreiflich," versezte Agnes. „Ist Heinrich ein guter König, kann er nimmermehr wollen, daß Du ewig lange von Grenoble wegbleibst."

Zum Zeichen, daß er sie verstand, drückte François der klugen Rathgeberin einen heißen Kuß auf die Lippen, und die Innigkeit, mit welcher Agnes ihn erwiederte, strich die lezte Falte von seiner Stirn. „Du hast Recht, meine süße Braut," sagte er, und legte ihre Hand in die seinige, „der König ist gut, herzensgut, und hat es in seinem Leben auch erfahren, wie schwer es einem wird, sich von der Geliebten zu trennen. Erzähle ich ihm daher, daß mir in Grenoble ein Mädchen lebt, dem jede Stunde meiner Abwesenheit eine Ewigkeit dünkt" —

„So brauchst Du die Worte just nicht zu wählen," fiel Agnes ein.

„Nun, so will ich sagen," verbesserte François, „das meiner wartet, um mit mir zum Traualtar zu gehen, mich zum glücklichsten Menschen zu machen. Ist's so recht?" — Agnes bejahte und Jener fuhr fort: „und bitte ich dann den König, mich nach Möglichkeit schnell zu entlassen, — ja, ja, das geht, ohne Verzug wird er meine Abfertigung befehlen und ich kann spätestens am Vorabende unserer Hochzeit zurück seyn."

„Wirst Du Dich aber nicht fürchten, Jerome, dem Könige das so gerade hin zu sagen?"

„Fürchten, Agnes? Hab' ich mich etwa gefürchtet, Dir in die Augen zu sehen? Und das war, meiner Treu! ein größeres Wagstück, als dem König unter die Augen zu treten. Ausserdem solltest Du Dich erinnern, daß ich und der König alte Bekannte sind."

„Ei, seht mir den hochmüthigen Herrn Jerome François," rief Agnes; „nennt den König seinen alten Bekannten, warum nicht lieber seinen Duzbruder, weil der König vor zehn oder zwanzig Jahren ihm erlaubt hat, sich für ihn drei Finger wegschießen zu lassen! Da müßte die Hälfte der Franzosen ihn ihren alten Bekannten nennen, derer zu geschweigen, die sich haben todtschießen lassen."

„Die sind todt, Agnes," lächelte François, „und selbst todte Mädchen, die Hübschesten wie die Häßlichsten, haben von jeher die Marotte gehabt, nicht zu reden. Aber Scherz bei Seite, Du loses Kind, das Wegschießen der drei Finger war damals kein Spaß. Ein Paar Zoll weiter links und der Schuß ging schnurstracks durch's Herz."

„Was mit Ausnahme Deiner Mutter Niemand mehr beklagt haben würde, als ich, obschon ich damals noch nicht auf der Welt war."

„Meinst Du? — Ich bitte diese schelmischen Augen nicht für gar so jung und meine Wenigkeit nicht für gar so alt, mich auch nicht für einen Hasenfuß zu halten, der den König ohne Grund seinen Bekannten nennt. Ich sage Dir, Agnes, der König kennt mich und wird mich gleich wieder erkennen. Daß ich in der berühmten Schlacht bei Arques *) meine drei Finger verloren, weißt Du. Du könntest auch wissen, daß diese berühmte Schlacht am 21. September 1589 gegen den Herzog von Mayenne gewonnen wurde, daß das bis heute noch keine vollen dreizehn Jahre sind und ich folglich damals ein Bürschchen von kaum fünfzehn Jahren war. Was aber vor jener Schlacht zwischen mir und dem Könige sich zugetragen, das weißt Du nicht. Willst Du es wissen?"

Agnes wünschte es und François fuhr fort: „Ueber eine Woche waren wir in einen engen Winkel eingezwängt, wir dreitausend von dreißigtausend. Während des Tags mußte gefochten oder geschanzt werden. Selbst des Nachts hatten wir selten Ruhe und mit jedem Tage wurde der Mundvorrath knapper. Das zwang den König, sich bei Arques im Angesichte des Feindes zur Schlacht zu stellen. Nun denke Dir, daß am Fuße des Dammes von Arques eine lange, krumme Hügelkette hinlief, die mit Gebüsch bewachsen, rechts durch einen Sumpf, links durch das Schloß Arques gedeckt war."

„Das kann ich mir recht gut denken, lieber Jerome; doch wolltest Du nicht eigentlich die Schlacht beschreiben, sondern mir etwas erzählen, das vorhergegangen."

„Sehr richtig; das wollte und will ich; aber die Lokalität mußte ich erwähnen, Dir das Gefährliche unserer Stellung begreiflich zu machen. Genug, am Fuße des Berges stand unser Lager und in der Nacht vor dem Treffen saß ich vor meinem Zelte."

„Hattest Du denn ein Zelt für Dich allein?" fragte Agnes.

„Das just nicht," erledigte François; „aber es gehörte mir so gut wie den neun Anderen, denen es auch nicht gehörte, und die insgesammt fest schliefen."

*) Dieselbe Schlacht, nach welcher Heinrich an Grillon schrieb: „Hänge Dich, braver Grillon, wir haben den Feind bei Arques geschlagen und Du warst nicht dabei."

„Und von Dir wäre es auch klüger gewesen, zu schlafen, als Dich in die kalte Nachtluft zu sezen," bemerkte Agnes.

„Die Nacht war nicht kalt, liebste Agnes," entschuldigte François; „es war eine warme, mondhelle Nacht, und drinn im Zelte war mir's zu enge, zu heiß; ich konnte nicht schlafen, und soll ich Dir's aufrichtig gestehen, ich saß draußen und dachte an meine Mutter." (Fortsezung folgt.)

Vertraue dich dem Licht der Sterne.

Vertraue dich dem Licht der Sterne,
Beschleicht dein Herz ein bittres Weh,
Sie sind dir nah in weiter Ferne,
Wenn Menschen fern in nächster Näh';
Und hast du Thränen noch, so weine,
O, weine satt dich ungeseh'n,
Doch vor dem Aug' der Menschen scheine,
Als wär' dir nie ein Leid gescheh'n.

Verdammt die Welt dich in Verblendung,
So such' auf stillem Waldespfad
Dir neuen Muth für deine Sendung,
Für starke Treu und freie That;
Um vor dir selber zu bestehen,
Trägst du den Sieger in der Brust,
Doch nicht die Menschen laß es sehen,
Wie schweren Kampf du kämpfen mußt.

Ist dir ein schönes Werk gelungen,
So sei's zu neuem dir ein Ruf,
Hast du ein treues Herz errungen,
So denke, daß es Gott dir schuf;
Wenn deine süßentzückte Seele
Ganz voll von heil'ger Freude ist,
O, nicht den Neid der Menschen wähle
Zum Zeugen, daß du glücklich bist!

Verachte kühn der Sebstsucht Streben,
Wie oft sie dir Verfolgung schwur;
Vor keinem Throne steh' mit Beben,
Furcht hegt ein bös Gewissen nur.
Demüthig wirf in nächt'ger Stille
Vor deinem Gott dich auf die Knie
Und bete: „Es gescheh' dein Wille!"
Doch vor den Menschen beug' dich nie.

Und wenn dir Gottes Rathschluß sendet
Der schwersten Prüfung höchste Pein,
Dann hast du's, ganz ihm zugewendet,
Mit ihm zu thun und dir allein;
Davon laß nicht die Lippe sprechen,
Ob dir das Herz auch brechen will,
Laß es in tausend Stücke brechen.
Doch vor den Menschen schweige still!

J. Hammer.

Vom Leben der Pflanzen, der Thiere und der Menschen.
(Fortsezung.)

36. Das Thier und die Außenwelt.

Das Pflanzenleben ist, wie gesagt, nur eine Art inneres Leben, während das Thierleben schon hauptsächlich seine Beziehung zur Welt ausserhalb des Thieres hat. —

Ein Baum weiß nicht, daß er existirt; aber in ihm geht ein Wirken und Schaffen vor, das ganz zur Sicherung seiner Existenz nöthig ist; und so ist es in der ganzen Pflanzenwelt. Ein Thier ist aber schon ein anderes Ding, es ist offenbar dazu eingerichtet, die Welt außer ihm kennen zu lernen. Ja, der Bau des Thieres ist so beschaffen, daß es genöthigt ist, eine Art Kenntniß der Welt in sich aufzunehmen. Die innere Maschinerie des Thieres, sein vegetatives Leben wäre rein unmöglich, wenn das Thier nicht Werkzeuge in seinem Körper besäße, durch welche es im Stande ist, Eindrücke der Außenwelt sich zu merken.

Ein Baum z. B. ist festgewurzelt in der Erde. Seine Wurzeln sind gewissermaßen die Ketten, die ihn an einer Stelle gefesselt halten, selbst wenn er sonst im Stande wäre, sich von Ort zu Ort zu bewegen; aber gerade seine Wurzeln sind die Kanäle, durch welche seine Nahrung einströmt. Er braucht sich nicht von der Stelle zu bewegen, um Nahrung zu empfangen und zu leben, und deshalb weiß er nichts und braucht auch nichts davon zu wissen, ob und was mit ihm los ist und ob und wo noch Dinge außer ihm vorhanden sind.

Ein Thier hat keine solche Wurzeln, die ihm Nahrung zuführen. Es muß sich die Nahrung selber herbeischaffen. Darum muß es sich von Ort zu Ort bewegen können, darum muß es also mit der Welt außer ihm in Beziehung treten, und deshalb bedarf es einer Leibeseinrichtung, die es in den Stand sezt, etwas von der Welt kennen zu lernen.

Ein Thier ist ein Wesen, das sofort genöthigt ist, sich mit der Welt bekannt zu machen, sobald es nur in die Welt hineinversezt wird und deshalb auch eingerichtet ist zu dieser Bekanntschaft.

Wer ein Thier beobachtet, im Moment, wie es aus dem Mutterleibe oder aus dem Ei herauskommt, der hat am besten Gelegenheit wahrzunehmen, wie sich in diesem Moment gewissermaßen ein PflanzenLeben in ein Thierleben umwandelt, und in welch' wunderbarer Weise diese Umwandlung vor sich geht.

Ein Thier im Mutterleib — und auch der Mensch ist in dieser Beziehung nicht besser — lebt wie eine Pflanze. Das Thier ist durch die Nabelschnur mit dem Mutterleib verwachsen. Die Nahrung strömt zu ihm ein durch den Nabel. Einem Hühnchen im Ei geht es ebenso. Es ist zwar nicht mit der Mutter verwachsen, aber es besizt am Ei einen Speisevorrath, der ebenfalls durch den Nabel in den Leib des Hühnchens einströmt, und der netto ausreicht, bis das Thierchen an's Tageslicht treten kann. — Man sieht also beim neugebornen Thier eine Art PflanzenDaseyn, wenigstens soweit es das Einströmen der Nahrung betrifft. Man nennt es mit Recht eine Frucht, denn es lebt an der Nabelschnur wie eine Frucht an einem Stengel. Mit dem Moment jedoch, wo das Thier in die Welt hinaustritt, hört dies Pflanzenleben auf. Die Nabelschnur wird mit dem ersten Aufathmen des jungen Geschöpfes unwegsam. Das MutterThier beißt auch, geschickter als manche Hebeamme und besser unterrichtet als Millionen von Menschen, die überflüssig gewordene Nabelschnur entzwei und überläßt das junge Thier der Welt als einen Weltbürger; und dieses Thier, es weiß sofort, daß eine Welt außer ihm da ist. Das Kälbchen geht, ohne zu zweifeln, auf die Mutter zu, um den Mund, der noch niemals Speise empfangen hat, an die Zizen derselben zu legen und Muttermilch zu saugen. Es wartet nicht ab, wie die Pflanze, daß die Nahrung ihm noch ferner zufliege, sondern sucht sie in der Umgebung außerhalb.

Es ist für die Wissenschaft äußerst schwierig, für dieses sofortige Erkennen des Thieres, für die sofortige richtige Benuzung seiner Füße, seines Mundes, seiner Saugwerkzeuge die Erklärung zu geben. Man hat all' dies mit dem Namen „Instinkt" bezeichnet, und versteht darunter eine angeborene Kenntniß und Geschicklichkeit solcher Verrichtungen, die dem Thiere unumgänglich nöthig sind zum Leben. Durch diese Bezeichnung eines unbekannten Dinges mit einem nicht sehr klaren Namen ist aber leider wissenschaftlich so gut wie nichts erklärt. Es läßt sich im Allgemeinen nur sagen: Ein jedes Thier ist bestimmt, ein Leben zu führen, das mit der Außenwelt in Beziehung steht. Diese Bestimmung liegt in seiner ganzen Leibesbeschaffenheit ausgeprägt und es tritt in bis jezt nicht erklärter Weise mit der Außenwelt in Verkehr, sobald es in die Welt gesezt ist.

Ein interessantes Beispiel dieser Art wurde uns von einem befreundeten Naturforscher mitgetheilt, der zu wissenschaftlichen Zwecken HühnerEier in der Brütmaschine ausbrüten ließ. Ein in solcher Weise in die Welt gesezztes Hühnchen, das noch nie seine Beine auf die Erde gesezt hatte, fing sein erstes Lebensgeschäft damit an, daß es mit den Beinen auf dem wohlpolirten Tisch, wo man ihm ein paar Krumen hingelegt hatte, in regelrechter Hühnerweise herumkrazte, wie in der Absicht, Futter ausfindig zu machen. — Da auf einem polirten Tisch die sonst sprüchwörtlich gewordene Weisheit des Instinkts, der das Huhn in der Erde herumkrazen lehrt, eine Thorheit ist, so läßt sich in der That nur von solcher Erscheinung sagen,

daß das Hünchen krazt, weil es ihm so zu Muth ist, ohne zu wissen warum und weil es mit KrazOrganen ausgestattet ist, und ebenso kann man im Allgemeinen nur den Ausspruch thun, daß ein Thier überhaupt mit der Außenwelt in Verkehr tritt, weil es dazu ausgerüstet in die Welt tritt und von einem unbekannten Reiz dazu angehalten wird. (Fortsezung folgt.)

Brief eines Soldaten in der Krim.

Theuerste Mama! Wir haben den sogenannten Mamelon von Sebastopol genommen, 60 Feuer- und 400 Freßschlünde, nämlich 60 Kanonen und 400 Russen fielen in unsere Hände. Ich habe sebst 3 gefangen, auf Ehre, und ich hätte den Vierten auch noch gekriegt, wenn mich der Kerl nicht in den kleinen Finger gebissen hätte. Ihr wißt nämlich, daß man in diesem Krieg, der für die Civilisation geführt wird, häufig die Waffen wegwirft und sich mit den Zähnen anfällt. Da muß man dann buchstäblich trachten, sich gut herauszubeissen. Auch die Redouten der Kalfaterbay haben wir weggepuzt; ich sag' Euch, Eltern, diese Kalfakterbay, das war auch ein Spizbubennest. Der Kampf um die Trancheen ist vorläufig eingestellt. Die Russen haben ihre strategischen Einschnitte verloren, und als Entschädigung nur einige physische in ihren resp. Häuten mitgenommen. Da es uns aber doch nicht möglich wäre, durch den Mamelon allein die ganze Festung auszusaugen, sondern es sich darum handelt, den Sebastopolingern die Lebensmittel abzuschneiden, was einer der wichtigsten Abschnitte dieser ganzen Belagerung wäre, so machten wir Tags darauf eine Landpartbie in's Asow'sche Meer, wo wir ohne einen einzigen Schwert- und mit einem einzigen Geniestreich die ganze Küste wegnahmen. Da wir einen einzigen Verwundeten hatten, so steckten wir aus Wiz die Parlamentärflagge auf, und baten den russischen Befehlshaber um 2 Stunden Waffenruhe, bis wir ihn verbunden hätten. Wir haben so durchschnittlich jeden Vormittag sechs bis acht Städte erobert, hierauf dinirt, und dann uns der Erholung gewidmet. Abends famoses Zuaventheater, und immer voll. Auf, ihr bankerotten Bühnen Deutschlands, geht nach der Krim, dort findet der Künstler noch eine Stellung. In dieser frohen Stimmung möchte ich Dich, liebe Mama, gebeten haben, mir wieder einige Flaschen von unserm Doppelkümmel zu schicken. Meine Adresse ist

N. N.
Logement auf dem Felde der Ehre,
Bastion Nr. 9, oder jeweilig in den
eroberten Redouten.

P. S. Die „Vive-Lamoricière", eine besonders unter den Zuaven herrschende Krankheit, tritt seit den lezten Bewegungen wieder etwas milder auf. (Punsch.)

Miscellen.

× Mit einem freundlichen „Guten Morgen!"
Kann man oft dämpfen Gram und Sorgen.

× Welche Motive auch Kränkungen haben, es ist klug, sie nicht zu rügen. Thorheit kann unsern Unwillen nicht reizen, Bosheit bestraft man am besten durch Verachtung.

× Ein Emporkömmling gleicht einem Menschen, der zum ersten Male auf einen Thurm steigt; ihm schwindelt, und die Menschen unten kommen ihm wie Zwerge vor.

× Wie Krystall und Eis, so gleichen sich Wahrheit und Lüge; Beide strahlen; nur bleibt jenes, und dieses vergeht.

× Die Stärke des menschlichen Charakters wird am meisten in der schwülen Luft des Glückes angegriffen, weil die Seelenstärke wie das Eisen ist, das durchgehends im heißen Klima rostet.

Veränderte Sprüchwörter.

Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er — nach Helgoland und wird Legionär.

Keine reine Hand geht durch's Hessenland.

Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg' auch keinem Türken zu.

Was ein Deutscher werden will, krümmt sich bei Zeiten.

Hoffen und Harren macht Manchen zum — Eroberer von Sebastopol.

Vorgethan und nachgedacht, hat Manchem — nach der Krim gebracht.

Nichts wird in Wien so fein gesponnen, es komm doch endlich — vor's englische Parlament.

Kinder und Narren reden — von der langen Dauer des Imperialismus.

Wer sich in die Krim begiebt kommt darin um.

Raritäten Kästlein.

⊙ Zuaven Wiz. Die „A. A. Ztg." erzählt folgendes Bonmot eines humoristischen Zuaven. Zu den Privilegien der Garde gehört es, daß sie nicht die Laufgräben zu beziehen brauchte. Vor Kurzem schrieb nun ein boshafter Zuave an die Zelte der Garde: **La Garde** de **meure** ici; **mais ne se rend pas** aux tranchées. (Die compact gedruckten Worte dieses Sazes bilden den bekannten Wahlspruch von Waterloo: „Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht," während der ganze Saz lautet: „Die Garde wohnt hier, aber begibt sich nicht in die Laufgräben.") Dieses Calembourg verlezte die Garde so sehr, daß sie selbst bat, mit den übrigen Truppen den beschwerlichen und gefahrvollen Tranchéendienst theilen zu dürfen.

* Ein politisches Räthsel.

Napoleon ist ein kluger Mann,
Denn er versteckts so gut er kann,
Doch Palmerston thut groß damit
Wie einst sein Landsmann William Pitt;
Und Preußen muß darauf besteh'n,
Wenn es nicht will mit Rußland geh'n,
D'rum in die Friedenspunkt' hinein
Da mußt' es, solls vollständig seyn. —
Die Russen halten es gar wohl
Verschlossen in Sebastopol.
Herr Canrobert begehrt' es nicht,
Und dennoch stund's in seiner Pflicht;
Pelissier aber zeigt es keck
Und vornhinaus dem Feind zum Schreck.
Die müden Truppen in der Krim,
Die habens immer doppelt — schlimm,
Und schon in Eupatoria,
Nur eh' sie kamen, war es da.
Omer Pascha es nie vergißt,
Besonders weil er Pascha ist. —
Um Perekop, in Sinope
Da glaubt man, daß der Feind es seh'.
Die Russen wollen nichts davon,
Erst Peter bracht' es auf den Thron. —
Es dient dem Portefeuille gern
Und allen diplomat'schen Herrn;
Wo man Depeschen hat gelesen,
Ist immer es dabei gewesen.
Im Kampfe stehts zwar weit zurück,
Doch stellts voran die Politik,
Und mit dem lezten Völkerkampf
Verpufft es in dem Pulverdampf.
Nun Leser, rathe! Was ist das?
Im Ernste mein ich nicht, im Spaß,
Gebrauch den Kopf! Verfolg die Spur,
Dein Pfarrer kennts, ja frag ihn nur. Rr.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.